

DIE STÄDTEBAULEHRE AN DER TECHNISCHEN HOCHSCHULE BERLIN IN DEN 40ER JAHREN

EINE STUDIE ZUR KONTINUITÄT UND DISKONTINUITÄT DER STÄDTEBAULEHRE IN BERLIN

Offensichtlich unterliegt die Beschäftigung mit unserer jüngeren Vergangenheit bestimmten Konjunkturen. Eingebettet in eine scheinbar allgemeine Tendenz der Rückbesinnung auf selektiv ausgewählte, aus ihrem konkreten historischen Zusammenhang gerissenen Geschichten und Traditionen handelt sich das neue „Geschichtsbewußtsein“ von Jahrestag zu Jahrestag. Gegenüber einem solchen „Geschichtsbewußtsein“, das Geschichte zu überwältigen und auszubeuten trachtet, hat es eine kritische Analyse von Geschichte zunehmend schwerer, sich deutlich abzugrenzen. Unter einer kritischen Analyse von historischen Ereignissen und Tendenzen verstehe ich ein von der Einheit von historischem und gegenwartsbezogenem Denken geprägtes Herangehen an Historisches als notwendige Dimension einer tieferen Erkenntnis gegenwärtiger Ereignisse und Tendenzen und als Voraussetzung zur Entwicklung von Fähigkeiten für eine alternative, verändernde Praxis¹⁾. Ist eine solche Beschäftigung mit Geschichte grundsätzlich unabhängig von Jahrestagen bestimmter historischer Ereignisse, so unterliegen die Möglichkeiten der Veröffentlichung ihrer Ergebnisse jedoch mehr oder weniger diesen Konjunkturen und der durch sie gesetzten Aktualität.

An Aktualität hat gegenwärtig nun wieder die Genese der Bundesrepublik und Westberlins gewonnen. In diesem Zusammenhang ist festzustellen, daß die Falsifikation der von politisch interessierten Kreisen und Apologeten bundesrepublikanischer Geschichtsschreibung immer wieder postulierten Hypothese von der „Stunde Null“ durch die Ergebnisse ernstzunehmender Geschichtsforschung seit den 70er Jahren eine breitere Akzeptanz erfahren hat; neben sicherlich vorhandenen Diskontinuitäten sind in fast allen gesellschaftlichen Bereichen personelle wie inhaltliche Kontinuitäten zur „Vorgeschichte“ der Bundesrepublik und Westberlins aufgespürt worden. Diese Feststellungen gelten uneingeschränkt auch für die Bereiche der Architekturproduktion, des Städtebaus, der Raumplanung, der Berufsorganisationen und ihrer Politiken. Dabei schienen die Voraussetzungen für einen Neubeginn recht günstig zu sein. Zumindest materiell hatte die „Reinigungskraft“ des Krieges (ein üblicher Begriff der Fachgenossen in der Zwischenkriegszeit) – wenn auch nicht überall – Bedingungen geschaffen, zu deren Produktion ganze Architekten- und Planergenerationen seit der Jahrhundertwende nur partiell imstande waren. Damals glaubten die Zeitgenossen, nach dem „Zusammenbruch“ im „Gefühl der Befreiung“ ans Werk gehen zu können, um „die neue sichtbare Welt unseres Lebens und unserer Arbeit zu bauen“²⁾. Die noch 1979 formulierten Thesen, „Krieg und Nationalsozialismus“ hätten auch ein „geistiges Trümmerfeld“ hinterlassen und „Tradition und geistige Kontinuität aus der Zeit vor 1933 (seien) weitgehend abgebrochen“ gewesen³⁾, sind nicht nur durch die neueren Forschungen widerlegt worden. Die publizierten Auseinandersetzungen in den späten 40er Jahren z.B. um die „politische Gesinnung des Architekten“, um die Wiedereinsetzung der alten „Fachmänner“ in ihre einstigen Positionen und um die Vergangenheitsbewältigung der Fachgenossen lassen vermuten, daß das „geistige Trümmerfeld“ nicht sehr groß gewesen sein muß⁴⁾. Die eindeutige Dominanz der traditionalistischen Architektur in den ersten Nachkriegsjahren⁵⁾, das Wiederaufwärmen der reaktionären Kritik an der „Neuen Sachlichkeit“ und das Auftauchen „allzu würdige(r) Nachfahren ... der Hitler-Troost'schen Architektur“ (Eckstein) oder von „SA-Männern“ (Leitl) und von städtebaulichen Entwürfen aus Zeiten, in denen „für den Fall des unbezweifelbaren Endsieges“ geplant wurde (Wolff), weisen in die gleiche Richtung⁶⁾; sie bezeugen, daß die „Tradition und geistige Kontinuität aus der Zeit vor 1933“, – ich möchte behaupten – im „Dritten Reich“ teils modifiziert, teils potenziert, keineswegs abgebrochen waren.

In diesem „Klima“ der ersten Restaurationsphase, das sich in den Westsektoren Berlins aufgrund seiner besonderen geopolitischen Situation von dem in den Westzonen nur graduell unterschied, vollzog sich der Wiederaufbau der Technischen Hochschule Berlin. Nach Vorarbeiten einer von der britischen Besatzungsmacht eingesetzten Kommission wurde die Hochschule im April 1946 wieder eröffnet. Erst nach der endgültigen Spaltung der Stadt 1948 bildete der britische Militärgouverneur einen Ausschuß für die Erarbeitung einer Hochschulreform mit dem Ziel: „Fort mit dem Spezialisentum, hin zum gebildeten und menschlich-sittlich qualifizierten Ingenieur“⁷⁾. Diese Forderung gründete auf den jüngsten Erfahrungen mit den allzeit bereiten „Fachmännern“ und mit der vermeintlich unpolitischen Technokratie. Die organisatorischen Grundlagen dieser Reform wurden aber erst 1950 mit der Konstituierung einer „Humanistischen Fakultät“ geschaffen – die Technische Hochschule heißt seitdem Technische Universität. Zu dieser Zeit war aber die Rekonstruktion der Fakultäten im Großen und Ganzen schon abgeschlossen. Der Wiederaufbau der Fakultät für Architektur wurde begleitet von einer ausgedehnten Fachdiskussion um die Architekturausbildung, an der „Fachgenossen“ aller politisch- und fachideologischer Schattierungen beteiligt waren, sowohl die alten „Fachmänner“ als auch die aus der äußeren und „inneren“ Emigration zurückgekehrten. Auf der Folie des traditionellen Berufsbildes des „freischaffenden Architekten“ als „Baukünstler“, „Dirigent“ oder als „Ordner ... sozialer, technischer und wirtschaftlicher Notwendigkeiten“ wurden von den Fachgenossen wie schon vor dem ersten Weltkrieg und in der Zwischenkriegszeit die Spezialisierung, Akademisierung und die „Verwissenschaftlichung“ der Architekturausbildung der Kritik unterzogen. Wie schon zu früheren Zeiten waren fast allen Beteiligten gemeinsam die Rückführung ihrer Grundannahmen auf vermeintlich anerkannte historische Grundlagen, vermischt mit üblicher bürgerlicher Kulturkritik und Antitechnizismus, und die Forderungen nach stärkerer Praxisorientierung und Hierarchisierung des Studiums, nach rigoroserer Auslese und nun neuerdings nach einem „humanistischen Studium“ für alle⁸⁾.

Im Grunde führte der Wiederaufbau der Fakultät für Architektur vor dem Hintergrund der politisch-ideologischen und sozialökonomischen Situation und analog zur damaligen architektonischen und städtebaulichen Praxis zu einer weitgehenden Restauration der Lehrstruktur und Lehrinhalte. Dafür bürgte schon die Kontinuität des Lehrkörpers. Recht deutlich beweisen die Abbildungen in Krahes ansonsten recht merkwürdigen Beitrag zur 100 Jahr-Feier der TU Berlin⁹⁾ die personelle Kontinuität an der Fakultät für Architektur. Fast alle Ordinarien waren mit Personen wieder besetzt, die schon vor 1945 entweder auf diesen Positionen saßen oder als nebenamtliche Hochschullehrer in diesen Fächern lehrten: Z.B. Rüter in den Fächern Gebäudekunde/Bauwirtschaft und Entwerfen, Dübbers im Fach Entwerfen/Baukonstruktion, Blunck, Tessenow (beide mit Unterbrechung) und Freese im Fach Ent-